

Das Heim

Autor(en): **Schnyder, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **20 (1916-1917)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

herte Läbe so friedfälig usgfäch, es het ne dunft, er heig sie neue nie so g'kennt.

„So isch es halt, wenn me de Urdestaub abschüttlet,“ seit 's Liseli under Träne zu sim frömde Brüeder. „D, ihr wüßed nid, wie mer zäme zfriede ghufet händ, und mitenand vergnüegt gsi sind.“

De Röbi luegt 's Liseli vo der Syte a, und es isch em dure Chopf gfahre, wenn er und si Frau so vill Ungfell hätte, sie chönnte sich chuun drü schicke, — verschwige denn no zfriede sy. —

— — Sek isch 's Liseli bim Felix im Loggeburg obe, und forget für ihn und sini Pfarrschöfli. Es chunt nie us der Arbet und mithinig süfzet de Brüeder: „Du hescht au allemhl z'schaffe!“

„Ich,“ git 's Liseli ume, und hinder dem „ich“ stöhnd wenigstens drü Frogizeiche. „Was sött i denn sust mache?“

Es ist em nüd z'vil, und derby isch es allemhl glhchmüetig und fründlech, wie wenn's nie es Dörnli griht hätt. Wo den Eltere brichte die Gschwüsterti villzht und vo früeher. Mängisch chunt s' Liseli au en Muettwille a, und es gspasset zum Felix: „Du, was meinsch, wär's ächt nid gschynter gsi, eues Rohewiseli wär hinder Gottserbarm bliebe?“

„Was redst au für eifältigs Büg,“ balget deh, — „was hätte mer au sölle mache ohni di! Aber i merkes woll, du wottschd nume es Kumpplimänt!“

Und denn lache die Zwöi, das me's bis uf d'Stroß use ghört und luege enand a, brezis wie-n-es Brutpäärli.

Das Heim.

Das Heim ist die Grundlage alles menschlichen Wirkens.

*

Das Heim ist die Summe von Gewohnheiten, Heimlichkeiten, Alltäglichkeiten, die für den schaffenden Geist die Scholle sind, auf der er fest und gut steht, um seiner Aufgabe zu genügen.

*

Das Heim ist der archimedische Punkt, von dem aus gedacht und gehandelt werden kann.

*

Alle Heimkunst soll große Räume, große und einfache Linien in der Ornamentik, in den Farben und Stoffen schaffen.

*

Die erzieherische Bedeutung des Heims besteht in der Begründung eines Ruhepunktes für erfolgreiches Wirken und in der Stärkung des Geistes und der Seele durch konstante, einfache und große Verhältnisse.

*

Je tiefer und feiner ein Mensch, desto mehr wünscht er sich ein Heim, nicht zum Ausruhen, sondern zum tiefen und nachhaltigen Schaffen.

*

Ohne Heim keine Tiefe und Stetigkeit des Geistes.

*

Das Heim verrät den Charakter seines Inhabers. Ein Heim einfachen und großen Stiles mit Beschränkung auf das gediegen Notwendige zeigt den aufrechten und klaren Charakter, ein Heim voll Kleinigkeiten und Nichtigkeiten, das „Interieur“ mit „Nippes“, den weibischen, kleinlichen, schwächlichen Charakter.

Dr. O Schnyder, Lugano.

Bubenfrühling.

Und wär' es denn wirklich so weit gefehlt,
Was mir leuchtenden Auges der Bube erzählt:
„Daß draußen ein laueres Lüftchen blase?“
Er hält seine Blümlein mir dicht vor die Nase,
Damit er mir sozusagen beweise:
„Der Winter ist fort und fest auf der Reise.“

Großmutter lächelt. Sie glaubt es nicht:
„Junge, mich plagt zu sehr die Sicht.“
„Aber die Blümchen? Man kann sie doch riechen.
Durch die dichtesten Hecken mußte ich kriechen —
Hör, Vater, wieder das Brausen und Weh'n —“
„Bleib Junge! Da muß ich schon selber seh'n!“

Behutsam öffne ich drunten die Tür —
Da kommt was und überrennt mich schier.
Es saust mir im Nacken und braust mir in's Ohr:
„Glaubst du nun endlich, daß ich's bin, du Tor?“ —
„Wie sollt ich's nicht glauben? Ich wußt' es ja.
Junge, herunter! Der Lenz ist da!“

Heinrich Fischer, Surzach.

Die „Casa di Ferro“ bei Locarno.

Von Johannes Vincent Benner.

Wer mit der Bahn von Bellinzona nach Locarno fährt, sieht, bald nachdem der Schienenstrang sich dem obersten Nordufer des Lago Maggiore genähert hat, aus Nebengelände und dem Grün hoher, ehrwürdiger Bäume, ein troziges finsternes Gewirr von grauen Mauern und schwer vergitterten Fenstern auftauchen, über dem sich ein Glockenturm mit offenem Bogentwurf erhebt. Es ist die „Casa di ferro“, oder wie die ältere und den Umwohnern geläufigere Benennung lautet, die „Bignaccia“.

Wer die heutigen Insassen dieses kastellartigen Baues nach seiner früheren Bestimmung und dem Erbauer ausforscht, muß sich mit ganz vagen und ungereimten Erklärungen begnügen. Man wird ihm sagen, daß einmal